

Ein Pfälzer gründete die „Medicinische Polizey“

Das Werk Johann Peter Franks lebt weiter, wenn auch sein Name vergessen ist

Vor 120 Jahren erschien in Leipzig der letzte, aus dem Nachlaß herausgegebene, Supplementband zu einem Werke, dessen Anfänge und Geschichte bis in die Zeit der absolutistischen Herrscher an den südwestdeutschen Rokokohöfen zurückführen und dessen Titel lautete: System einer vollständigen medicinischen Polizey. Bereits vor der Drucklegung des ersten Bandes, der 1779 in der Schwanschen Buchhandlung in Mannheim erschien, war seinem, damals in den Diensten des Speyerer Fürstbischöfes August von Limburg-Stürum stehenden Verfasser von dem Zensor, einem ehemaligen Jesuiten und Lehrer des kanonischen Rechts in Heidelberg, vorausgesagt worden: „Dieses Werk wird Ihnen großen Ruhm bringen, aber glauben Sie meinen Erfahrungen, es wird Ihnen zuletzt so viel Unannehmlichkeiten bringen, daß Sie bereuen werden, es herausgegeben zu haben.“

Die beiden ersten Behauptungen sollten sich sehr schnell erfüllen, der Nachsatz jedoch niemals. Denn obwohl nach dem Erscheinen des ersten Bandes, der ein ungeheures Aufsehen erregte, sofort die Kurie als Gegner auf den Plan trat und die Existenz des mutigen Autors auf das Ernsthafteste gefährdete, wagt dieser innerhalb kürzester Zeit noch drei weitere Bände in dem gleichen Verlage zu veröffentlichen und bis an sein Lebensende an der Vervollständigung und Herausgabe neuer Bände weiterzuarbeiten. Das spricht für den Charakter dieses Mannes, der zu den bedeutendsten Persönlichkeiten aller Zeiten zählt, und einer der genialsten Männer ist, die pfälzischem Boden entstammen. Es ist Johann Peter Frank aus Rodalben.

Man kann bei ihm, was sonst nicht immer ratsam oder sogar problematisch sein mag, durchaus auf die pfälzische Abstammung hinweisen, da bestimmte Züge seines Wesens und seines Werkes wohl erst von dorthier ihre Erklärung finden.

Da ist zunächst einmal die Wahl des praktischen und nützlichen Berufes unter den „gelehrten“ Berufen. Sie wird ihm keinesfalls leicht gemacht und heftig muß er um sie kämpfen. Er setzt damit die Tradition der großen Pfälzer Aerzte fort, die bis in die Wende zur Neuzeit zurückreicht. Innerhalb dieses Berufes wendet er sich wiederum einem Gebiete zu, das zwar ganz universal ist, jedoch letzten Endes wiederum den Nützlichkeitsstandpunkt par excellence vertritt und von ihm sogar erst als solches entdeckt wird: der Volksgesundheitspflege im Interesse des Staates. Für sie entwirft er eine ganze Gesetzgebung, die er zwar mit pädagogischem Geschick, aber notfalls doch mit autoritären Mitteln durchgeführt wissen will.

Vernunft und Nutzen, das sind zwei Gesichtspunkte, die bei ihm eine ganz große Rolle spielen und die bei ihm um so schwerer wiegen, als er keinesfalls etwa eine nüchterne, amüsante Natur war. Er war vielmehr den Künsten, insbesondere der Musik, gegenüber sehr aufgeschlossen, hat als junger Mensch selbst leidenschaftlich gern musiziert und sich diese Eigenart bis in sein hohes Alter bewahrt, was am eindeutigsten daraus erhellt, daß später in Wien Haydn und Beethoven zu seinem Vertrautenkreis gehören, daß er seinen Sohn mehrere Instrumente erlernen, ja sogar Kompositionsunterricht erteilen läßt und daß in seinem Hause regelmäßig Musikabende mit Beethoven und Haydn als Mitwirkende stattfinden. Aber um seine aus einem Vernunft- und Nützlichkeitsstandpunkt geborenen Ideen zu verwirklichen, da geht er auf keine Kompromisse ein, da geht er in echt westpfälzischer Dickköpfigkeit durch alle Schwierigkeiten hindurch, auch wenn es ihn seine Stellung kostet und

er mit seiner Familie vor dem Nichts steht.

Das hat er nicht weniger als dreimal bewiesen. Das erste Mal dem Speyerer Fürstbischof gegenüber, der ihn wegen der in seiner „Medicinischen Polizey“ enthaltenen scharfen Angriffe gegen die katholische Kirche mit den Worten anfährt: Sie essen das Brot eines Bischofs und wagen gegen den Klerus zu schreiben“. Ihm antwortete Frank: „Nichts nötigt mich, dies länger zu tun. Ich habe Ihnen das Leben gerettet. Ich habe Sie nicht gebeten, mich in Ihre Dienste zu nehmen, sondern Sie haben mich gerufen. Von diesem Augenblicke an halte ich mich für frei.“

Das zweite Mal handelte es sich um einen viel wichtigeren Posten, den ein anderer wohl kaum aufgegeben hätte. Frank war, nach kurzer Lehrtätigkeit in Göttingen, von Kaiser Josef II., um dessen Gesundheitsreformen durchzu-

Gegen den Schlendrian am Petersburger Hof

Jedoch auch hier ereilt ihn dasselbe tragische Geschick. Er wird mit Jubel empfangen, wird Leibarzt am Zarenhof, reformiert und arbeitet mit eiserner Energie und Rücksichtslosigkeit gegen allen Schlendrian, aber als dann beruflich ein Kompromiß von ihm verlangt wird und die Gegner zu intriganten Mitteln greifen, um seine Arbeitsmöglichkeiten und Rechte einzudämmen, da gibt er lieber seine Position auf als auch nur einen Zoll breit von seiner Ueberzeugung abzuweichen. Er kehrt nach seiner Wahlheimat Wien zurück, die er, abgesehen von einer kurzen Uebersiedlung nach Pflanz bei Kärnten, nie mehr verläßt. Ehrenvollste Angebote schlägt er aus. Sowohl das Angebot Hufelands, die Leitung der öffentlichen Gesundheitspflege in Preußen zu übernehmen, wie die eindringlichsten Bitten Napoleons nach Paris zu kommen und wenigstens die Stellung eines kaiserlichen Hofarztes anzunehmen. Er stemmt sich ganz entschieden gegen sein Geschick, „ewig von einem Ende Europas zum anderen geworfen zu werden, ohne Ruhe zu finden, bis ins Grab“. Er braucht Ruhe, um die abschließenden Bände der „Medicinischen Polizey“ vollenden zu können, an denen er bis zu seinem Tode am 24. April 1821 arbeitet. Seinen praktischen ärztlichen Verpflichtungen kann er sich freilich nicht ganz entziehen. Prominente Persönlichkeiten aus allen Ländern Europas, ja selbst aus Asien, erbitten immer wieder seinen Rat. Den zeitlang betruet er u. a. auch den Sohn der Kaiserin Marie-Luise, dem späteren Herzog von Reichstadt. Aber für seinen Charakter und ihn als Schöpfer der modernen Gesundheitspflege viel aufschlußreicher ist die Tatsache, daß er nun noch freiwillig die Verpflichtung übernimmt, Helfer der Armen zu sein, für die er jeden Vormittag kostenlose pollinische Beratungen in seiner Wohnung abhält.

Dieser Charakterzug, Nützlichkeits und Fürsorge für die Armen, zugleich aber seine große Liebe zur Heimat, die er über seiner Karriere und seinem Aufenthalt im Ausland nie vergessen hat, kommt auch in seinem Testament zum Ausdruck. Darin vermacht er seiner Heimatgemeinde Rodalben zwanzigttausend Goldlire mit der Bestimmung: „Die jährlichen Interessen dieser zwanzigttausend Lire sollen dazu dienen diese Gemeinde von der Verbindlichkeit zu befreien, ihren Schulmeister zu bezahlen sowie überdies dazu, um den armen Kindern Schulbücher und das nötige Schreibmaterial zu stellen.“

Sein Charakterbild wäre jedoch unvollständig ohne die Erwähnung eines

führen, nach Wien berufen und zum Gesundheitsdirektor der Lombardei ernannt worden, eine Aufgabe, bei der er die Vorschläge seiner „Medicinischen Polizey“ praktisch erproben konnte. Später, nach glänzenden Erfolgen, wurde er Direktor des Allgemeinen Krankenhauses in Wien. Josef II. und danach dessen Bruder, Kaiser Leopold II., ließen ihm völlig freie Hand und nahmen ihn gegen alle offenen und versteckten Angriffe, an denen es einem Reformator wie ihm nicht mangelte, in Schutz. Als aber der dritte Kaiser, dem er dient, Franz II., ihm seine Rechte und Arbeitsmöglichkeiten beschneiden will, da kehrt er dem lieb gewonnenen Wien kurz entschlossen den Rücken und geht als fast Sechzigjähriger zuerst nach Wilna, dann als Direktor der Medico-chirurgischen Akademie nach Petersburg.

letzten und gerade für ihn als Westpfälzer eigentümlichen Zuges, seines trockenen Humors, der haargenau die Situation trifft und sich mitunter bis zum Sarkasmus steigern kann. Dafür nur zwei Beispiele. Frank war grundsätzlich mit der Schaffung des riesigen Krankenhauses in Wien durch Josef II., das bis zu 2000 Patienten aufnehmen konnte, nicht einverstanden, „weil ein solches Uhrwerk selten recht zu gehen pflegt“. Als ihm nun eines Tages Josef II. voller Stolz entgegenhält: „Und es geht“, da antwortet Frank ebenso schlagfertig: „Freilich, solange nämlich ein so mächtiges Gewicht dasselbe in Gang setzt“. Franz II. dagegen, der ihm bei einer entscheidenden Auseinandersetzung vorhält: „Ihr Herren Gelehrten seid zu mißtrauisch: man weiß nicht, wie mit Euch umzugehen ist. Ihr habt hitzige Köpfe“, entgegnete er mit schneidender Schärfe: „Das ist deshalb Majestät, weil wir mit den Köpfen arbeiten“. Wer würde bei die-

Aus universaler Schau geschrieben

Nicht geringere Beachtung schenkt er den Arbeitsbedingungen der werktätigen Bevölkerung. Er schreibt u. a., daß „das physische Wohl einer sehr großen Klasse nützlicher Staatsbürger, der Künstler und Handwerker, täglich durch unvorsichtige Verfahren bei ihren Berufsgeschäften unendlich gefährdet wird“ und verlangt entsprechende Schutzmaßnahmen, die inzwischen als Gesetze zum Arbeitsschutz überall durchgeführt wurden und aus unserem heutigen Berufsleben nicht mehr wegzudenken sind. Da aber die „gute physische Beschaffenheit der arbeitsamen Klassen und die Dauerhaftigkeit einzelner Bürger den Wert der Bevölkerung eines Landes erhöht“, kleidnet er (1783!) der Ernährer, Sloyd- und Wohnfrage der arbeitenden Bevölkerung einen ganzen Band. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese von ihm entworfenen Gesetze zu einer Umwelthygiene auch heute noch äußerst aktuell sind.

Am modernsten mutet er aber wohl bei seinen Sicherheitsvorschriften zur Betreuung der Staatsbürger in der Öffentlichkeit und bei seinen Vorschlägen zum Schutze der Schuljugend an. In einem ganzen Bande beschäftigt er sich 1788 mit den „Oeffentlichen Sicherheitsanstalten“ und die Maßnahmen, die er vorschlägt, sind im wesentlichen dieselben, die heute von

ser entwaffnenden Grobheit nicht an den typisch pfälzischen Wesenszug denken, auf jede Antwort eine noch treffendere zu finden und an die Freude des Pfälzers, seinen Gegner zu übertrumpfen.

Die hier kurz geschilderten Charakterzüge Franks geben auch dem bedeutendsten seiner Werke, der „Medicinischen Polizey“, ihr Gepräge. Er schreibt es, selbst auf die Gefahr hin „unwissenschaftlich“ zu erscheinen, in deutscher Sprache und das mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt. Er greift an, was und wo es seiner Meinung nach anzugreifen gilt. Welcher Katholik hätte damals den Satz gewagt, daß „unter Josef II. die Rechte der Menschheit auch da hergestellt worden seien, wo sonst nichts als Zähneklappen und Winseln an der geweihten Inquisitionskette herrschte“ oder das Zölibat als etwas unbiologisches und unnatürliches hinzustellen.

Aber weit wichtiger als diese zeitbedingten Angriffe ist seine Erkenntnis von der staatspolitischen Aufgabe des ärztlichen Berufes gewesen. Sie mit all ihren Folgerungen ist es, die nicht nur damals das ungeheure Aufsehen und seine von Jahr zu Jahr steigende Berühmtheit erklären, sondern sein Werk auch heute noch als aktuell erscheinen lassen, denn um viele seiner Forderungen wird auch in sozialpolitisch führenden Ländern noch jetzt gekämpft.

Sein „System der Medicinischen Polizey“ soll eine Verteidigungskunst des Staates zum Schutze der Bevölkerung vor Krankheit sein, denn nur der Staat kann eine notwendige, vernünftige und weitschauende Bevölkerungs- und Gesundheitspolitik treiben. Der Arzt aber hat sich nicht allein um das „Erzuehen“ anderer zu bemühen, sondern „sich vielmehr um die Fragen zu kümmern, die auf die gesunde und dauerhafte Beschaffenheit der Bürger, auf die Festigung ihrer Lebensjahre und auf ihre gesunde Vermehrung hinielen. Er wird hier Wahrheiten zu sagen haben, die grundsätzlich in dem entferntesten Zeitalter ebenso wie in unseren Tagen zutreffen“.

der Baupolizei, der Verkehrspolizei und dem Katastrophendienst durchgeführt werden bzw. deren Beachtung immer wieder gefordert wird.

Wenn er dann in seinen Ausführungen über die „Gesundheitspflege der lernenden Jugend und der nötigen Polizeiaufsicht von Erziehungsanstalten“ davon spricht, daß die Polizei „Ueberspannung wie Vernachlässigung der Kräfte . . . zu verhüten trachten muß“, weiterhin empfiehlt „gewisse Spieltage einzurichten, welche für die Schüler und Lehrer selbst zur Entmüdung bestimmt sind“ oder schließlich verlangt, daß die Polizei „dem zornmütigen Lehrer oder Vater in seiner Züchtigung der ungelährigen und halsstarrigen Jugend vernünftige Grenzen anzuweisen“ hat, so berührt er damit Probleme, die zum Teil noch ihrer Lösung harren, zum Teil, wie die Prügelstrafe, wieder höchst aktuell geworden sind. Vor allem aber zeigen uns derartige Sätze, aus welcher universalen Schau Frank sein Werk geschrieben hat.

Rund 175 Jahre sind seit dem Erscheinen des 1. Bandes seiner „Medicinischen Polizey“ verflossen. In dieser Zeit sind viele seiner Forderungen verwirklicht worden und in die Gesetzgebung eingegangen. Ueber allem dem hat man Frank nahezu ganz vergessen.

Dr. Gerhard Pietzsch



16. Fortsetzung

Oft geschah es dann, daß er den einen und anderen der Söldner zu sich heranrief, und anfänglich traten sie mit weichen Knien vor ihn hin. Aber ihre Furcht und Scheu verloren sich rasch, als er genau so menschlich und natürlich wie sie selber redete. Und er wußte ihnen manchen guten Rat, Schlag für den Kampf zu geben, manchen Zauberspruch auch gegen Verwundung und Tod. Und manche Geschichte aus tapferer Gesellen Fahrten wußte er so spannend und wiederum so drölig zu berichten, daß sie aus Staunen und Heiterkeit nicht herauskamen. Nur, wovon sie eigentlich am liebsten gehört hätten, von seiner eigenen Lebensgeschichte, davon erzählte er nie etwas. Darüber sprach er nicht, selbst nicht zu Frithart.

Und wie die Kinder zum Märchen-erzähler laufen, so gewöhnten sich diese neunmal abgebrühten Gesellen von Landsknechten daran, zum „Schwarzer“, wie sie ihn kurzweg nannten, zu gehen, und der Kreis seiner Zuhörer wurde von Tag zu Tag größer. Auf diese Weise hatte sich Kaspar von Spangenburg, der unrastrige, stets tätige Ritter, für den es nichts Schlimmeres gab, als zur Ruhe verdammt zu sein, ein amüsanter Spiel ersonnen, mit dem er sich die Zeit des Wartens vertreibt.

Endlich kam dann doch der Tag, an dem der Arzt die Erlaubnis zur Heimreise gab. Doch fügte er hinzu: „Ich lasse Euch mit nicht ganz reinem Gewissen ziehen. Eure Wunde ist jetzt zwar geheilt, aber Ihr gefällt mir dennoch nicht ganz. Etwas steckt da in Euch, das ich nicht fassen kann. Der Alte werdet Ihr nicht mehr und in der Schlacht werdet Ihr keinen Streich mehr tun können. So zieht denn in Gottes Namen und kommt gesund in die Heimat.“

Daraufhin lächelte Kaspar von Spangenburg. Er lächelte in irgendeine Ferne hinein und schwieg. Der Arzt aber, der etwas vom menschlichen Mienenspiel verstand, hatte eine Frage auf den Lippen. Denn er vermutete, daß Spangenburg ganz genau wußte, daß er nicht mehr der Alte werden würde, und daß er besser als der Arzt wußte, daß da etwas Gefährlicheres als nur eine Wunde in ihm nistete. Aber er stellte die Frage, die ihm auf den Lippen schwebte, nicht, er hätte wahrscheinlich doch keine offene und befriedigende Antwort darauf erhalten.

Nun galt es also Abschied zu nehmen. Und Frithart fiel das schwerer, als er es sich gedacht hatte. Nichts schweiß ja Männer mehr zusammen, als gemeinsam erlebte Kriegszeit. Vom Feldhauptmann bis zum letzten Troßbuben ist man eine einzige große Gemeinschaft, eine einzige Familie, in der es gewiß Gegensätze, Dispute, Händel gibt, die aber, wenn es darauf ankommt, einen einzigen von einem Willen beseelten Körper bildet. Und Frithart schied nun aus und merkte jetzt erst, wie er schon mit diesem großen Ganzen, über dem Sickingens Fahne schwebte, verknüpft war.

Sickingen hatte es sich nicht nehmen lassen, für die Heimfahrt der beiden Spangenburg einen leichten und doch fest gebauten Planwagen samt Bespannung, Troßknechten und allem anderen für eine so lange Reise Notwendigen zur Verfügung zu stellen. Und als Vater und Sohn noch einmal in seinem Zelt erschienen, um sich von ihm zu beurlauben, hatte er herzliche und ermunternde Worte für sie.

Zum alten Spangenburg sagte er: „Wir werden uns bald in der Heimat wiedertreffen. Besucht mich mit Eurem Sohn auf der Ebernburg und es soll Euch an Kurzweil nicht fehlen.“ Und zu Frithart sagte er: „Euch, Junker, hoffe ich für längere Zeit auf einer meiner Burgen zu sehen, damit Ihr dort die höfische Ausbildung erfahrt, die einem zukünftigen Ritter wohl ansteht. Das bin ich Euch und Eurem Vater schuldig.“

Auch die Grafen Leiningen und Dürkheim hatten herzliche Abschiedsworte für Frithart, als dieser zum letzten Male vor sie trat. Leiningen hing ihm eine schmale, goldene Kette um den Hals, an der eine Schamünze mit dem eingepprägten Bildnis des Grafen befestigt war. „Ich habe“, sagte er dabei, „was Ihr für mich tatet, nicht vergessen. Mein Bildnis mag Euch an die Schlacht erinnern, in der Ihr mich unter meinem Pferde hervorzoget.“

So wurde Frithart überall in gleicher Weise geehrt. Am späten Nachmittag des letzten Tages im Lager begab er sich noch einmal an Wolf von Reuchingens Grab und er stand lange an dem frischen Hügel im Schatten der Bäume.

Am folgenden Morgen, als noch kaum die Sonne aufgegangen war, stand alles zur Abfahrt bereit.

Endlich zogen die Pferde an und der Wagen rollte flott und leicht zum Lager hinaus. Frithart gab seinem Tier die Schenkel und hielt sich dem Vater zur Seite. Immer wieder aber wandte er sich um, um das entschwindende Zeltlager mit einem wehmütigen Lächeln zu umfassen. Des alten Spangenburgs Augen dagegen standen unentwegt nach vorne gerichtet. Von jetzt ab näherte er sich mit jeder Umdrehung der Räder mehr dem Ziel seiner Sehnsucht.

Die Entfernung von Mézières bis in die Kurpfalz ist nun gewiß nicht übermäßig groß, und man hätte sie auch in der damaligen Zeit ganz bequem in zwei Wochen bewältigen können, zumal wenn man über einen so vortrefflichen Reisewagen mit eingefahrenen Zugtieren und Ersatzpferden zum Wechseln verfügte, wie das bei den beiden Spangenburgern der Fall war. Indes, es begann schon zu herbstein, als die kleine Reisegesellschaft hinter dem Kloster Sankt Lambrecht in das Elmsteiner Tal einbog.

Frithart war die ganze Zeit über neben dem Gefährt hergeritten. Auch jetzt befand er sich an dessen Seite, und seine Augen ruhten oft mit heimlicher Besorgnis auf dem abgekehrten Gesicht des Vaters.

Im Anblick der Spangenburg

Anfänglich zwar war die Reise flott vonstatten gegangen, das Wetter war prächtig, die Stimmung von Vater und Sohn ausgezeichnet, ja ausgelassen. Nach den ersten Tagen aber schon brachen heftige kalte Regenschauer herein. Und die nasse, frostige Witterung, das Stoßen und Schütteln des Wagens auf schlechten aufgeweichten Wegen, die oftmals ganz aufhörten, hatten an der kräftigen Natur des Alten verderblich gerüttelt. Und so sehr er sich auch zusammennahm und sich stark und unverwundlich stellte, eines Tages mußte er doch klein beigeben. Man war gezwungen gewesen, die Fahrt zu unterbrechen, um in einer elenden Herberge einige Zeit unterzukommen.

Kaum aber hatte der Ritter vermöge seiner eisernen Willenskraft Schwäche und Fieber einigermaßen überwunden, als er auch schon wieder zum Aufbruch trieb. Fritharts flehentliche Vorstellungen schlug er in den Wind.

Und als er des Jünglings unmutiges Gesicht bemerkte, sagte er seltsam still: „Also willst du, daß ich von hinnen gehe, ohne die Heimat wiedersehen zu haben?“

Da sah Frithart betroffen auf, Der Sinn der Worte fuhr ihm wie ein glühender Stahl ins Herz. Plötzlich ahnte er, wie es wirklich um den Vater stand. Und er ahnte auch, daß dieser es wußte, ja, schon lange gewußt hatte. Da ließ er schweigend zur Weiterfahrt rüsten. Aber er flehte den Himmel an, er möge ihm das nicht so schnell nehmen, was er ihm eben erst geschenkt hatte.

Heute nun war der Tag, an dem das ersehnte Ziel erreicht werden sollte. Und es schien, als ob die Natur mit ihrem ganzen Zauber das Glück der beiden froh erregten Menschen noch erhöhen wollte. Die Morgenluft war mild durchwärmt von der Sonne, die Himmel stand. Von dem Wiesentälchen schwand der letzte Tau als Nebel, der Bach, vom langen Regen angeschwollen, schäumte wild

und beiderseits stiegen die bewaldeten Hänge auf, die da und dort schon in den ersten Farben des Herbstes prangten.

Als die Reisenden bald an das neu errichtete Gebäude der Sattelmühle kamen, in dessen rote Sandsteine sich da und dort schwarzgebrannte Quadern mischten, verdüsterte sich Spangenburgs Gesicht. Er wandte es zur Seite, um diesen Platz schmerzlicher Erinnerung nicht sehen zu müssen und sagte dumpf vor sich hin, aber es war für Frithart bestimmt: „Es ist nicht mehr die gleiche Stelle, an der du geboren wurdest.“

Eine halbe Stunde noch! Dichter traten beiderseits die Berge heran und preßten das stille Tal eng zusammen. Jetzt noch die letzte Biegung, und vor ihnen, kaum büchsenstufenweit entfernt, ragte auf einer steilen Waldkuppe links das kühngebauete Felsenfest der Spangenburg empor.

Der Alte hatte die Sattelmühle bereits vergessen. Er saß weit vorgebeugt. Sein Gesicht schien erstarrt in einer Maske angespannter Erwartung, und aus den dunklen Augen brach jetzt das Leuchten beseligten Glückes. Dies war der Augenblick, mit dem er sich seit Mézières allein beschäftigt, für den er unter Aufbietung seiner ganzen Kraft und Willensstärke alle Gebrechen und Unbilden besiegt hatte. Endlich, endlich war er jetzt da!

Der Ritter hob die Hand zu einem stummen Gruß. Seine Lippen bewegten sich, doch brachte er keinen Ton hervor. Und seine Erschütterung war so stark, daß diesem Manne, dessen Leben bisher nur Kampf und Schlacht gewesen war, Tränen über die eingesunkenen Wangen liefen.

Auch Frithart war bewegt, und es flog ihm durch den Kopf: Was mag jetzt in dem Vater vorgehen? Was für Bilder mag er jetzt schauen? Die Erinnerung muß mächtig in ihm aufgebrochen sein. Zugleich aber kamen ihm auch andere leichtere Gedanken

von den trotzigen Mauern, weilte die Geliebte. Beschäftigte sich ihr Sinnen im Augenblick mit ihm? Trug ihr ein ungewisses Ahnen zu, daß er in der Nähe war? Ach, heute noch würde er sie sehen. Heute noch würde er ihr gestehen. . . . Ja, was gestehen? Er war der Ueberbringer einer Trauerbotschaft. Das war er in erster Linie, und seine Freude ward gedämpft.

Die Stimme des Vaters riß ihn aus seinem Sinnen. Der Alte hatte in die Gegenwart zurückgefunden. Mit ausgestrecktem Arm deutete er auf einen übersonnenen Platz am Waldesrand, von dem aus man die Spangenburg im Auge hatte, und der zu einem angenehmen Lagern, wie geschaffen schien. „Dort laß uns eine letzte Rast machen, Frithart. Dort muß es gut sein“, sagte er stark.

Frithart sprang sogleich vom Pferd und half dem Vater vom Wagen. Den Troßknechten gebot er, mit dem Gefährt abseits im Walde zu halten, denn er wollte nicht, daß man von der Burg aus die Ankunft etwa vorzeitig entdeckte. Er breitete eine Decke aus und schuf dem Vater eine bequeme Ruhestätte.

Wohlig dehnte sich der Ritter in der Sonnenwärme und atmete in tiefen Zügen die wäzige Waldluft ein. Seine Augen hingen unverwandt an seiner Stammburg, und wieder versank er in Erinnerung. Er legte sich zurück und schloß die Augen. Und so begann er nach einer Weile mit einer Stimme, als ob er zu sich selber spreche:

„Du wirst dich schon gewundert haben, mein Sohn, daß ich bisher deinen Fragen nach meiner Vergangenheit stets ausgewichen bin. Nun, heute will ich dir meine Geschichte erzählen. Zwar ist es nicht üblich, daß der Vater dem Sohne gegenüber so offen von Glück und Unglück seiner Liebe spricht, aber mein Herz hat für kurzes Glück so viele Jahre des Leides eingetauscht, daß es jetzt, wo das Glück endlich wiedergekehrt ist, überquillt davon. Und ich habe es noch verschlossen gehalten bis auf den heutigen Tag. Ich wußte, hier erst, im Anblick der Burg meiner Väter, an der Stelle, an der ich mein kurzes Glück genossen habe, hier würde ich so zu dir sprechen können, wie ich es möchte. Du wirst, was du nun hörst, als heiligstes Vermächtnis in deiner Brust verschlossen halten.“

Eine feierliche Stille herrschte, nur das Schäumen des nahen Baches begleitete die Erzählung des Alten wie mit einer starken einförmigen Melodie.

„Vor etwa fünf und zwanzig Jahren“, so begann er, „war ich der alleinige Herr jener Burg. Nicht groß ist sie, noch weniger reich, doch kühn und vom Tale mächtig anzuschauen. Was kümmerte mich, den Alleinstehenden, auch Reichtum? Wenn ich im Forst frei jagen, scharfe Spähne ausfechten und nebenbei dickbelebten Kaufherren überflüssige Ware abnehmen konnte, so wardies eine Beschäftigung, die mich vollauf befriedigte. Dadurch war ich denn bald als gar wilder Geselle, als Stegreifritter und Schnapphahn verschrien, der bei den Edelleuten vornehmer Bildungsart nicht allzu gern gesehen war, vor allem nicht, wenn ein züchtiges Fräulein im Hause war, um dessen Tugend man sich bangte. So kams denn füglich, daß ich trotz meiner mehr denn dreißig Jahre noch unbeweibt war.“

Fortsetzung folgt